

Vorgetragen von Lea Schröder:

Sehr geehrte Professorinnen und Professoren,
sehr geehrte Dozentinnen und Dozenten,
liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen,
liebe Familien und Freunde,

herzlich Willkommen auch von unserer Seite! Schön, dass Sie heute mit uns feiern.

Wir haben es geschafft! Wir haben es geschafft, unser Studium zu beenden – und wir haben es geschafft, diese Abschlussrede rechtzeitig fertigzustellen.

Beide Ziele schienen anfangs durchaus schaffbar, gegen Ende der Frist jedoch immer wieder schwierig. Der Spruch: „Ich habe ein Motivationsproblem, bis ich ein Zeitproblem habe“, bestimmte sicherlich nicht nur meine Arbeitsphasen immer wieder.

Doch Julika und ich, wir haben uns wirklich rechtzeitig zusammengesetzt – hatten wir dies doch in der Studienzeit gelernt. Bei einem netten Cafébesuch lernten wir uns erstmals kennen und stellten fest, dass wir wohl ganz gut miteinander arbeiten würden. Eine Erkenntnis, die sich bei verpflichtenden Gruppenarbeiten im Studium nicht immer einstellte.

Wir waren also hoch motiviert, schließlich sollte es in der Rede um unser Studium gehen, und wir maßen uns da eine gewisse Expertise an.

Doch bereits die Diskussion um die Anrede zeigte, was das Studium aus uns gemacht hatte: kritische, junge Frauen, die durch Debatten um Emanzipation, bürokratischen Formalismus und die ewige Frage, wie muss ich in der Hausarbeit gendern, verunsichert waren. Sollten wir zuerst die Professoren nennen oder die Kommilitonen? – Schließlich geht es ja heute um uns! Wie können wir – ohne die Formalitäten zu verletzen – zum Ausdruck bringen, dass uns Dozenten ohne Professur ebenso viel beibrachten? Und was für ein kompliziertes Wort ist eigentlich Kommilitoninnen?

Im Abgleich mit anderen Abschlussreden entschieden wir uns für die traditionelle Fassung und hoffen, Sie haben die Fußnote bemerkt, in der es heißt: Im Folgenden wird zum besseren Hörverständnis die männliche Form verwendet, wobei versichert sein soll, dass stets beide Geschlechter angesprochen werden.

Nachdem diese erste Hürde überwunden war, versuchten wir Themen zu finden, die in eine Abschlussrede gehören. Wir wollten beide noch einmal an die prägenden Momente des Studiums erinnern, wobei wir schnell ins Erzählen gerieten.

Nach einigen Stunden traten so zwar keine klaren Themen für die Rede zum Vorschein, doch machte das Gespräch deutlich, dass, wenn wir an unsere Studienzeit denken, wir sehr viele, unterschiedliche Ereignisse aus unserem Studium erinnern.

Bei der Menge der aufkommenden Erinnerungen stellte sich für uns also die Frage, welche die richtigen für eine Abschlussfeier sind. Was hat hier Platz und gehört hier hin? Sind es die witzigen oder die traurigen Geschichten, die kritischen oder dankbaren Worte, die ironischen oder gar romantischen Anekdoten, die wir heute zum Besten geben sollten?

Hier half uns nun eine Kompetenz, die wir durch das Studium stark weiterentwickelt haben: das Selektieren. Diese Fähigkeit ist nicht nur beim wissenschaftlichen Arbeiten von Vorteil, zur Eingrenzung von Thema und Literatur, sondern wurde generell zur Regulierung der seminarbedingten Arbeitsbelastung angewandt. Zum Beispiel bei Überlegungen wie: Welche Texte erfordern nach Analyse des eigenen Interesses, des Zeitfaktors und der Strenge des Dozenten eine erhöhte Lesebereitschaft oder bei welcher Gruppenarbeit ist wie viel Initiative von Nöten, um zum angestrebten Notenresultat zu gelangen?

In Bezug auf die Inhalte dieser Rede war der Selektionsprozess gar nicht so leicht. Schließlich entschieden wir, dass es von allem etwas sein müsste und von nichts zu viel.

Ein bisschen Wehmut, Stolz und Freude.

Tja, jetzt mussten wir sie ja nur noch aufschreiben...

Der Schreibprozess war jedoch wiederum durch die üblichen Verzögerungen geprägt. Akute Prokrastination setzte ein, auch als Aufschieberitis bekannt: Die Wohnung wurde wiedermal grundgereinigt, der Kühlschrankinhalt halbstündig kontrolliert und die letzte Staffel der Lieblingsserie in Rekordzeit durchgesehen. Mit der Rede verhielt es sich, wie mit früheren Hausarbeiten: „Gäbe es die letzte Minute nicht, würde niemals etwas fertig“ (Mark Twain).

Umso glücklicher sind wir, dass wir heute hier stehen und fertig geworden sind – mit der Rede und mit dem Studium. Für die einen oder anderen ist es bereits eine ganze Weile her, dass die große Anspannung mit Bestehen der letzten Prüfung oder der Abgabe der alles entscheidenden Abschlussarbeit grenzenloser Freude und zu tiefst empfundener Erleichterung wich. Wir hoffen, dass unsere Rede Eure Erinnerung beflügelt und für Sie sowohl etwas zum Schmunzeln als auch zum Nachdenken dabei ist.

Wir präsentieren nun: die Rede.

Vorgetragen von Julika Böttcher:

Liebe Mitstudenten: **Das Ziel ist erreicht!**

Ehrlich gesagt, das dachte ich so schon nach dem Abitur. Ich fühlte mich, als hätte ich den höchsten Berg erklommen, die wichtigste Prüfung bestanden und die größte Hürde meines Lebens überwunden.

Die Vorbereitungsphase für meine ersten Uni-Klausuren belehrte mich jedoch schnell eines Besseren: Fünf Modulabschlussprüfungen in einer Woche. Wie belächelnd, ja fast neidisch, guckte ich nun auf meine kleine Schwester herab, die ja „nur“ im Abistress steckte.

Eine wichtige Lektion hatte ich damit schon zu Beginn des Studiums gelernt:

Mit Hürden verhält es sich generell so, wenn man sie erst mal überwunden hat, verlieren sie an Größe. Man muss nur entschlossen und selbstbewusst hinüber springen, zurück gucken und dann – im Hinblick auf neue Herausforderungen – erkennen, dass viel mehr „Luft“ gewesen ist, als man vorher dachte.

Ich weiß, das ist an dieser Stelle leicht gesagt.

Schließlich gab es rückblickend im Studium nicht nur Hürden, sondern auch jede Menge Stolpersteine. Da waren: der Kampf um Schließfächer und Arbeitsplätze in den Bibliotheken, überfüllte Kurse, Überschneidungen von Lehrveranstaltungen, langweilige Seminare, schlechte Referate, Motivationsprobleme – und damit irgendwie verbunden ein bedenklicher Koffeinkonsum –, faule Dozenten, Stine-Frust, Bulimielernen und Kommunikationsprobleme, gewöhnungsbedürftiges Mensa-Essen, horrendes Kopier- und Druckerkosten, und – weil die Leihfrist für Fachliteratur nie ausreichend war – auch Mahngebühren.

Die materiellen und ökonomischen Komponenten der Umstrukturierung zum Bachelor-/Mastersystem und ihre Folgen waren allgegenwärtig:

Leistungsdruck, Konkurrenzdenken und Notenwahn.

Besonders paradox erscheint das alles vor dem Hintergrund, dass in der deutschen Pädagogik in den letzten Jahren ganz verstärkt davon die Rede ist, dass junge Menschen wieder mehr zur Selbstständigkeit, Eigenverantwortung, sozialem, gesellschaftlichem und politischem Engagement, Gemeinschaft und Verantwortungsbewusstsein befähigt werden müssten. Offener Unterricht, Handlungsorientierung und Individualisierung: Das sind Schlagworte, die uns allen noch immer in den Ohren hallen und die angetreten sind, unter uns Pädagogen für eine neue „Idee von Erziehung“ zu werben. Eine Idee, mit der wir hinausgehen und es einmal besser machen sollen. Besser als ein Studium, das durch ökonomische Zwänge zur betriebswirtschaftlichen Effizienz und Messbarkeit von Bildung angehalten ist.

Diese etwas kritischeren Worte zu finden, war uns auch deshalb ein Anliegen, weil wir heute zu dieser Feier im Anna-Siemsen-Hörsaal versammelt sind. Anna Siemsen war eine beachtenswerte Person: Als sozialistische Reformpädagogin, die nach dem Zweiten Weltkrieg auch an der erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Hamburg lehrte, stand sie unermüdlich, konsequent und mutig für eine demokratische Erziehung ein. Das Ziel ihrer Pädagogik waren selbstbestimmte Individuen mit Verantwortungsbewusstsein für die Gesellschaft. Siemsen plädierte für die Abschaffung von Lehrplänen und von Berechtigungsnachweisen; räumte demgegenüber der Lehrerbildung einen hohen Stellenwert ein. Sie wusste, dass die Schule von morgen nur die Probleme bewältigen können wird, zu deren Lösung die Lehrer von heute befähigt wurden.

Das Lehren und das Lernen im Anna-Siemsen-Hörsaal sind damit Ausdruck für die Verantwortung, die sowohl die Universität als strukturgebende Institution als auch ihre Studierenden für die Gestaltung zukünftiger Bildungsprozesse tragen.

Diese nachdenklichen Worte waren uns wichtig, sind aber nicht der Grund für unser Zusammenkommen.

Heute soll die Freude im Vordergrund stehen und damit jene Erinnerungen, die die Zeit des Studiums für uns alle unvergessen machen:

Da waren die vielen schönen Stunden im „Café nur für Gäste“, bereichernde Projektarbeiten, spannende Exkursionen, lehrreiche Seminare, beeindruckende Referate, motivierte Dozenten, engagierte Kommilitonen, aufregende Praktika, hilfsbereite, verständnisvolle – besondere Menschen, die Freunde wurden (Bente, Ina – Kathrin, Alex: Es hätte zwar auch ohne euch funktioniert, aber längst nicht so viel Sinn gemacht).

Wir haben Schwächen akzeptiert und Stärken ausgebaut, wir haben Verantwortung übernommen und für unsere Meinung eingestanden, haben gemeinsam gelacht, gelernt, gekocht und Erfolge gefeiert, an der kleinen Alster des pädagogischen Institutes haben wir in der Sonne gesessen, uns zugehört oder gut zuredet, wir haben uns die Freiheiten genommen, die wir brauchten, sind Umwege gegangen und haben auf diesen wichtigen Erfahrungen gesammelt, wir haben unsere Interessen verfolgt, unsere Möglichkeiten ausgelotet und – wo immer nötig – kritische Fragen gestellt.

Was wir also gelernt haben an der Uni Hamburg?

So viel mehr als Zeugnisse, Zertifikate und Noten ausdrücken oder Lehrpläne und Curricula beschreiben könnten!

Liebe Mitstudenten: **Das Ziel ist erreicht!**

Nein, ich muss mich verbessern! Das Ziel ist nicht erreicht! Viel besser: Wir haben die Startlizenz für die Langstrecke namens Leben. Wir stehen am Start und haben die besten

Möglichkeiten. Und sollte sich herausstellen, dass auch auf dieser Langstrecke wieder die eine oder andere Hürde und der eine oder andere Stolperstein auf uns warten, seid unbesorgt, eines haben wir alle ganz sicher gelernt: auf uns zu vertrauen und hoch zu springen.

Zum Schluss wollen wir die Möglichkeit nicht ungenutzt lassen, uns bei denen zu bedanken, die uns gefordert und unterstützt haben, auf die wir uns verlassen konnten und die für uns da waren.

Liebe Professorinnen, liebe Professoren,
liebe Dozentinnen, liebe Dozenten,
liebe Kommilitoninnen, liebe Kommilitonen,
liebe Familien und Freunde,

vielen Dank!